

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 49

Artikel: Im Röseligarte

Autor: Röthlisberger, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642617>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aber darum war doch Sonnenschein in seiner niedern, mit Büchern vollgestopften Stube! Darum freute er sich doch jeden Morgen auf die Lesezeit, und darum schien es ihm doch, als hätten die Berge vor seinem Fenster noch nie so herrlich gestrahlt wie diesen Sommer, als seien die Matten noch nie so maiengrün gewesen, und als hätte der ferne See noch nie so silberblau geschillert!

Ja, ja, das Schöne!

Das Schöne! Dem Blinden war es verhängnisvoll geworden. Er sah es nicht, aber er fühlte es. Er wußte, es war da. Er empfand es mit allen seinen übrigen, geschärften Sinnen.

Seine Madonna! Seine Heilige! Seine Stella! Wie er sie liebte! Wie er Tag und Nacht an sie dachte! Und wie er ihrer begehrte!

Wenn er die Tasten leise berührte und sie neben ihm stand und sang und ihr Gewand rauschte und ihr Haar knisterte, das Haar von Seide — er hatte sie einmal gebeten, es berühren zu dürfen, und die Gräfin Grisapulli hatte es erlaubt und dazu gelächelt — und wenn er ihren Duft einatmete, und sie sich herabneigte und ihm mit dem spitzen, schmalen Zeigefinger die schmachtenden Lippen berührte, daß er sie da nicht an sich reißen durfte, nicht nehmen und forttragen und verbergen, und nie, nie wieder dem andern lassen!

Tag und Nacht quälte sich der Blinde. Er quälte sich und konnte es nicht ändern! —

Eines Tages, die junge Gräfin hatte mit dem Gymnasiasten einen Ausflug unternommen, erhielt Tante Amelie einen Brief von einer Freundin in Mailand.

Den Brief lesen, auffschreien, ins Studierzimmer stürzen, wo Herr und Frau Pfarrer etwas zu besprechen hatten, war eins!

„Es ist ein Verbrechen!“ stieß sie heraus, „geradezu ein Verbrechen ist es! In unserm reinen Hause!“

„Was? Was ist geschehen? Amelie, red' doch!“

„Sie sind gar nicht getraut!“ schrie Tante Amelie, „sie ist gar nicht seine Frau! Sie ist seine Geliebte!“

„Wer?“ rief der Pfarrer und wurde dunkelrot.

„Wer?“ rief die Frau Pfarrer, halb entsetzt und halb neugierig, denn sie hatte noch nie eine lebende Geliebte in der Nähe gesehen.

„Die Gräfin Grisapulli! Er ist Malteserritter und kann gar nicht heiraten. Sie ist irgend etwas Obskures, und eine Deutsche, gar keine Italienerin! Da! Da! Ihr könnt's selbst lesen, da steht's schwarz auf weiß! Auf der Straße hat er sie aufgelesen! Eine Kokette ist sie! Luisa hat's geschrieben!“ Die arme, empörte Tante Amelie fing an zu husten und wurde ganz blau im Gesicht. Ihr Bruder klopfte ihr den Rücken, und Frau Hanna brachte ihr ein Glas Wasser. Als die Tante sich erholt hatte, sagte der Pfarrer:

„Das ist alles nicht wahr! So sieht die Sünde nicht aus!“

„Emanuel!“ rief Tante Amelie drohend, „sieh zu deinen Wörtern!“ Geradezu imposant sah sie aus, als sie das sagte. „Willst du das Laster beschönigen!“

„Und ich sage dir, so sieht keine aus, die — die — Ich hatte mehr Gelegenheit als du, in die Abgründe der Menschheit zu blicken. Glaub mir, du täuschest dich! Und morgen werde ich der Gräfin Grisapulli in deiner Gegenwart eine — eine — eingehende —“

„Papperlapapp!“ rief erboxt Tante Amelie, „keinen Tag länger sollen deine Kinder den Atem der Sünde verspüren, keinen Tag länger soll deine Gattin gezwungen sein, eine Unreine an ihrem Tisch zu dulden! Morgen packt sie ihre Koffer und geht, und damit basta! Und das werde ich ihr mitteilen!“ Sie zeigte mit dem spitzen Finger auf ihre Brust. „Ich! . . . Die Person, die! In unserm reinen Hause!“

(Schluß folgt.)

Im Röseligarte.



Es ist für uns ein Zeit ankommen

In diesen Tagen um Weihnachten und Neujahr fahre ich mit Vorliebe auf der Eisenbahn inmitten dem Gedränge von Paketen, Rollen, Puppen, pustenden Frauen und Männern.

Es sind nicht blos die Bäckchen in mancherlei Gestalt, die mich interessieren, wenn ich hinter jedem dieser Dinge die glänzenden Augen der Beschenkten entdecke. Es sind vielmehr die Leute selber, die Leute besonders, die am heiligen Abend noch oder morgens in aller Frühe zur Bahn sich begeben, um das Fest zu Hause, auf dem Lande zu feiern. Sie alle, die Hunderte und Tausende, die die Stadt das Jahr hindurch mit ihren Fangarmen gepackt, sie gesangen hält, Tag um Tag, Wochen, Monde lang, sie machen sich frei in diesen Tagen zu Weihnachten und kehren heim, von wannen sie gekommen. Vornchne und kleine Leute, sie lassen sich hinausfahren im unablässigen Rattern der eisernen Räder auf eisernen Schienen. Ein Dienstmädchen sitzt da still mit sich beschäftigt. Es nestelt an einem Bäckchen herum, das ein Halstuch für seine Mutter birgt. Es muß es immer wieder auskramen; es mißt das Tüchlein in seiner ganzen Länge wohlgefällig mit den Augen; dann faltet es behutsam das Geschenk, streichelt mit groben Händen über die Wolle hin, zieht es wie auf eine plötzliche Eingebung wieder auseinander. Umlegen möchte es das Tüchlein, um noch vollends sich vorzustellen, wie es wärmend bald den Hals der Mutter einhüllen wird. Doch es hält inne. Im geheimen streicht es damit ein-, zweimal über die Wangen. Mit einem verlorenen Blick durch die Scheiben des dahin rollenden Wagens hat es das Kleinod wieder behutsam eingewickelt. Im hohen



Dei oben usf em Bergli

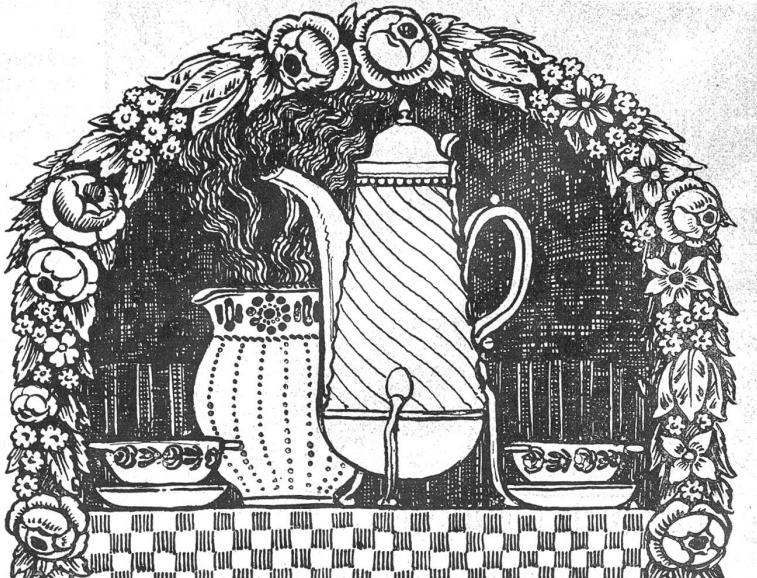
Schnee, durch schneidenden Wind stapft dann die Gestalt, bis über einem bekannten Dache ein blaues Räuchlein für sie aufsteigt.

Und merkwürdig, alle die vielen, die in den Steinhäusern der Stadt verblieben, die dort drin groß geworden, auch sie erinnert in diesen Zeiten etwas an das Land, an die Scholle, der sie entstammen, woher ihre Väter einst gekommen. Mit dem Weihnachtsbaum, mit dem Grün der Nadeln, dem Harzduft im ganzen Hause lehrt die ferne Sehnsucht ein. Es ist, als ob die kleinen grünen Bäume, bevor sie gewaltsam dem heimatischen Walde entstiegen, noch einmal in vollen Bügen die harftrische Luft eingezogen hätten in ihren Zweigen. Als ein Gruß aus fernen Wäldern erfüllen sie unser Haus mit ihrem Odem, der Sehnsucht bedeutet, Sehnsucht weckt. Und im Lichterglanz, im feierlichen Dröhnen großer Glocken, im Harzduft und Kindersang irrt die Sehnsucht selber zurück in die eigenen Tage der kleinen Jahre. Da wir um unsern Tannenbaum gezaubert oder da wir mit den Nachbarsleuten zusammengeessen in der braungetäferten Stube um den großen Sandsteinofen, vor uns den strahlenden Lichterbaum. Ein braver Baum, behangen mit roten Äpfeln, Rüben und Lebkuchenherzen und viele Lichter angesteckt. Und Äpfel und Rüben in allen meinen Taschen zum Platz vollgepropst. Wie ich älter wurde, kam zu dieser Freude noch eine neue, ganz aparte. Ich durfte einmal länger aufzubleiben, beinahe so lang wie die Erwachsenen, und dann hörte ich den alten Großvater auf dem Ofen singen. Und das war etwas Seltsames, etwas, auf das sich jedes, ob groß, ob klein, freute durch die Tage hindurch, und keines wagte dem andern von seiner stillen Freude etwas zu verraten. Dreimal im Jahre kam der Großvater zum Singen. Einmal im Sommer, wenn die letzte Garbe wohlbehalten unter Dach. Dann zu Weihnachten und zu Neujahr. Das heißt, am heiligen Abend stimmte er an, summte dann in der Woche stillvergnügt, oft vor sich hin lächelnd, um am Altjahrabend noch einmal auch die Worte zu betonen. So hat er es gehalten, wie die Großmutter ihn kannte, seit den ledigen Zeiten bis in seine alten Tage hinein. Zuerst wurde geistlich gesungen, ehe noch die Lichter verlöschen eins ums andere. Mein Kerzlein hatte in seiner letzten Glut das Reis unter

sich in Brand gesteckt, es knisterte erst. Einige erhoben sich, um das kleine Feuer zu ersticken. Großvater aber wehrte ihnen, und in lustigem Gekräusel stieg der Harzduft in zwei feinen Säulchen zur Decke hinan.

Dort umspielten die Ringlein eine Fliege, die sich hier zum letzten Schlafe hingesezt, so warm und lieblich, daß sie die Augen rieb mit ihren steifen Beinen. Erst ganz verwundert sah sie durch das Räuchlein hindurch in dieses Leuchten und Glitzern hinein, probierte dann sogar ein-, zweimal im wärmenden Dampf die Flügel und surrte hinüber zum behäbigen Buffet, von da an die Wand zur glänzenden Löffelreihe hinter dem breiten Tisch. „Bärn du edele Schwyzertärn“, so hub nun der Großvater an zu singen und alle willig hinten drein; „eigentlich auch ein geistliches Lied, grad so wie das Berezinalied auch.“ Dies war sein Leiblied, sein „Großelter“ hatte es dahergebracht und er, der bei Gislikon selber noch Pulver gerochen, sang „Mutig, mutig, liebe Brüder, gebt die bangen Sorgen auf! Morgen geht die Sonne wieder freundlich an dem Himmel auf!“ noch in weißen Haaren mit einer sonderlich hellen, weichen Stimme. Dazwischen wußte er, der auch die siebente Strophe noch kannte, die Jungen, die Männerchöbler, zu föheln, daß es eine Art hatte. Sie, die nicht singen können, weil der zweite Tenor fehlt oder weil kein Schangli vor ihnen steht, der mit beiden Händen seinen Firlefanz in die Luft fuchtelt. Allerlei Schnickschnack und Gedudel von Diandl und Alma, Worte, darob sie die Riefer ausrenken und in die Zunge einen Knoten schlingen müssen und in schmachtenden Tönen ein Greinen von verliebten Räthen auf dem Söller. „Es Burebuebli mah-n-i nid“, wie er da die Viertel mit den Holzschuhen am Dientritt hinschlenkte, immer toller im Fodel. Gewiß wäre er noch ins Tanzen geraten, hätte nicht die Großmutter ihn am Ärmel gepackt. „Eh, eh, aber Fritz, am heilige Obe“. Es war der letzte, da er unter uns saß. Und wenige Wochen hernach, in den ersten Stürmen des April, folgte ihm auch die alte Mutter. Den reichen Schatz an alten, lieben Liedern haben sie mit den beiden eingefürgt, und wir standen inskünftig armselig um den Lichterbaum, versuchten es wohl einmal mit unsrern angelernten Liedern; aber solch eitel Freude und Lust, wie sie der Großvater mit seinem Singen uns ehemals brachte, ward uns nicht zu teil.

Warum mir nun heute wieder diese beiden Alten im Sinne lebendig wurden? Ich blättere soeben in den Bändchen des „Röseligarte“ und darin finde ich den Großätti mit seinen sieben Strophen und seiner sonderlich lustigen Ausstaffierung der Weisen wieder. Ich fand das Bärnerlied,



Annabäbeli chumm sitz zuha,

den Chüjerstamme, die Schauermär von dem gemordeten Bauernsohn, die wir als Buben mit einem geheimen Gruseln im Refrain begleiteten. Ich treffe gerade im letzten Heftchen, das dieser Tage zur Ausgabe gelangte, G. J. Kuhn's "Gueti Nacht, mis Liebeli", das Pfarrer Dr. G. Müller in Langnau, vor Jahren in seinem Spiel "Der Liebe Kraft" verwertete.

Verschiedene der hier aufgenommenen Lieder hat A. Grünler in seine Volksstücke eingeschlossen und sie auf diese

Richter, Schwind, Reinitz, sie haben die Studentensiederbücher des vorigen Jahrhunderts mit ergötzlichen Särgen ausstaffiert. Unsern Volksliedern ist Rudolf Münger zu Gevatter gestanden. Wenn die Bändchen so unerwartet guten Absatz fanden (von der Auflage des 1. Heftchens sind gegen 10,000 weg), wenn dieses und jenes Lied wieder zum lebendigen Besitz über das Papier hinaus geworden ist, so hat Münger ein gut Teil daran mitgewirkt. Es kann nicht der Zweck einer Besprechung sein, die Bilderscheinung, die irgend eine treffliche Szene des Vorganges herausgreift, wieder in Worte umzusezen. Der Hinweis, den uns die einzelnen eingestreuten Proben ermöglichen, wird genügen, um auf die verschiedene Gestaltung, die Vertiefung in ernste Angelegenheiten so und so vieler Stücke aufmerksam zu machen. Die derbe Art in der Strichführung so mancher Darstellungen entspricht dem gesunden, natürlichen Wesen der Lieder.

Für den Verlag A. Franke bedeutete der Anfang in der Herausgabe einer derartigen Serie ein nicht unbedeutendes Wagnis. Aber, wie er uns im übrigen umsichtigen Ausbau des Verlages so zu sagen gezwungen hat, Dialekt zu lesen, uns für eine neue bernische Literatur zu interessieren, so hat er uns Mut zugesprochen, den Schnabel aufzumachen und wieder einmal einstimmig vor uns selber hin zu singen, zu singen um des Singens willen, und siehe eine wohlige Freude umfang uns ob diesem Selbstgenügen. Ein ganz apartes Gefühl des Zusammengehörens steigt immer in mir auf, wenn ich unterwegs, im Wald von weitem, durch den Nebel hindurch, aus einer Hütte heraus oder gar im dichtesten Gedränge der Marktgaßlaube im Vorbeigehen einen Unbekannten "s' Burebuehl" oder irgend eines der



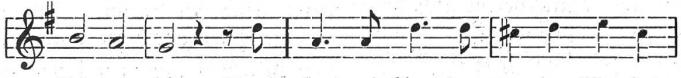
Komm' all herein, ihr Englein



1. Kommt all her - ein, ihr En - ge - lein. Kommt all her -
2. Hier liegt es in dem Krip - pe - lein, das Kin - de -
3. Ihr schö - nen Ge - ster Se - ra - phin, ihr En - ge -
4. Ihr Men - schen, kommt auch all - zu - mal in die - sen



ein. Kommt, singt dem klei - nen Kin - de - lein im
lein, auf har - tem Stroh im Win - de - lein ge -
lein, kommt, wär - met in dem Krip - pe - lein das
Stall und seht, was Gott ge - trie - ben hat aus



Krip - pe - lein. Kommt, singt und singt dem zar - ten Kin - de -
wi - ckelt ein. Da liegt, da liegt das schö - ne Kin - de -
Kin - de - lein. Es lei - det Qual in die - sem kal - teu
Him - mels Saal. Die Sünd', die bind't den star - ken Hei - land



lein, sin - get dem schö - nen Je - fu - - - lein!
lein, o Sieb, da liegt der Hei - land mein.
Stall der gro - he Gott und Schöp - fer mein.
mein in ar - me schlech - te Win - de - - - lein.

Lieder pfeifen oder summeln höre. Nebers Jahr soll eine Auswahl an Liedern mit einer Klavier- und einer Gitarrebegleitung als Unterlage bereit gestellt werden.

Das der Herausgeber auf das Mittel der Illustration verfiel ist nicht zu verwundern. Selbst die erste derartige Sammlung, "Des Knaben Wunderhorn" wurde mit einem Titelkupfer versehen in erster Auflage in die Welt geschickt.

Tag für Tag zieht unsere starke Malergilde hinaus in jede Jahreszeit und in Bildern zeugt sie für den Reichtum des Landes im Gold der Wälder, im Grün und Gelb der Matten, in schroffen Felsen und Zacken. Wir freuen uns ob dem Erwachen einer jungen Volksdichtung in Jos. Reinhart, Meinrad Lienert, Simon Gfeller, C. A. Loosli, dessen Em-

Tag für Tag zieht unsere starke Malergilde hinaus in jede Jahreszeit und in Bildern zeugt sie für den Reichtum des Landes im Gold der Wälder, im Grün und Gelb der Matten, in schroffen Felsen und Zacken. Wir freuen uns ob dem Erwachen einer jungen Volksdichtung in Jos. Reinhart, Meinrad Lienert, Simon Gfeller, C. A. Loosli, dessen Em-

mentalslieder in gar manchen Versen wie Gesang erklingen und gewiß über unsere Generation hinaus als Volkslied Geltung finden werden. So meine ich, sei der „Röseligarte“,

sei das Volkslied eine schöne, unvergängliche Weihnachtsgabe, die das Land besonders uns Stadtleuten geschenkt. Ein Singen, das Sehnsucht bedeutet, Sehnsucht weckt. H. Röthlisberger.

Wienecht-Samsti.

Skizze von S. Gfeller.

Der Haneß vom Chräjenäst u Aenneli si Frau hei scho mängs Föhr zläme ghüselet un es stüss Schübeli uf d'Site gleit. Drum bruche si der Bahe nümme so azluege u dörfen öppen einist Föissi lo grad sy.

Wo dr Wienecht-Samsti grückt het, seit Aenneli zu Hause: „Mir sötti öppen de au a's Wienachtshindli däicht für üser Pirscht. Was meinst, we mer einist uf Bärn giengi go hchause? Es hätt mi scho mängist glustet z'goh; es soll neue i däm Bärn inne gar schön sy um die Zit. Röbis Gisi het nid gnue hönne rüehmme, wi das alben e Pracht sig i dene Läde. Un Uswahl heig me de do; teel Sache chau men umene Spott.“ „Heh, das cha me minetwagen einist mache, we d' dra hangist,“ seit Haneß. Er isch sälber nid ungäri gange.

Guet. Am Wienechthäusli am Morge het me der Chloben ygspannt, ischt uf d' Station u mit em Achter, hüdü, gäge Bärn zue gfahre. Us allne Statione si ganz Bräglete Lüt ygstige. Haneß u Aenneli hei si näbe der Tür i Eggen ihe drückt u si froh gsi, daß si Bläg gha hei. „Es isch nid e Mügligkeit, daß die all i Zug ihe möge, oder mi föih de a Chrüzbige mache,“ meint Haneß. Würflig isch der Wage gftocet voll worde u eine isch no vor der Tür ussen usfem Trittbrätt gstande. Das het Aennelin schier gruuset. Es hett si am Türgreis, fasset dä Mano him Mantelzopfen u tuet ihm i fir müeterlige Guetmeinigi afch zuepräche: „Du bish doch au e räckte Gali; wotsch de mit Gwalt zwüschenahne gheie un under d' Reder cho! Alemarsch, jez mach di au ihe!“ Aber dä het nume müeze lache. „Mueterli häb nid Chummer fir alt Schueh; es geit „nid z'töde.“ Der ganz Wage voll het Freud gha, u Aenneli isch ganz verduchts worde.

Item. Gli druf isch me z' Bärn gsi. Wo men usgätingen ist, si Haneß u Aenneli stys den andere no zöttelet bis i d' Bahnhofshalle. Dert seit Haneß: „Es isch mer neue so um Burdlef ume . . . u we mer z'erst no giengi go nes Gaffee näh?“ bigryfligerwys het Aenneli nid Rei gseit.

Derno si sie gäg der Heiligeist ubere. Dert ebchunntnen e dicke feiße Heer ime lange Mantel. Hans het ne gschauet, u wo=n=er isch vorby gsi, meint er zu Aennelin: „Am Buich a isch das e Bundesrat.“ U Aenneli het ihms glaubt. Numi si die du schier irr worde, wo nen allbot e so einen ebcho ist. Haneß het gmeint, Bundesrat gäb es nume so bime Halbdozen ume, un jez si mängs hundert settig i der Stadt umegschwäcket. Weder er het du däicht, e Teel dervo wärd vielicht zu üser Regierig ghöre, emel uf eue Wäg miteshi die mit em Staat verhüret sy, süft wäre si minder teigg. Aennelin isch dä grüsslig Lüteverehr schier stober vorcho. „Tue emel de der Gäldecker i di inneri Schilehbuse,“ chüschelet es Haneß, „wo viel Lüt sy, hets viel Schelme derby.“ Un är het ihm gfolget, u derno hei si der Rank gnoh dür d' Lauben ab. „Eh du min Kraft u mini Güeti,“ hets all Augeblick gheizze, „sueg men jez au do — b, b, b — eeh!“ Sidigi Chleider u Magervürst, guldig Uhren u Dittibäbi, Bärelüchuechen u . . . abah, es treit jo nüt ab usz'zelle, was do als isch gsi z' luege, mi wurd jo drei Tag nid fertig mit Bernamse. Vor eme Bluemelade het Aenneli d' Händ zläme gha, wi wen es wett afch bätte, u dert wo=n=es Yseböhndli über d' Schneebärge u zwüschen überschneite Tannitschuppline düre gsfahren ist, het's Hans es gnots nümme furtbrunge. „Wei mer jez de nid asen amen Ort ihen öppis go chause,“ het er vüre-gmüderet. „Mohl, mohl,“ macht Aenneli. Es het nid welle

dergliche tue, es traui si schier nid in e settige herrschelige Laden ihe z'trappe. Wo si zum Brannowstsi cho si, isch dert e ganze Non Lüt vorusse gstande. Du het Aenneli däicht, we die alli mit heiler Hut dervocho mi, so wärd mes wohl au dörfe woge. Es nimmt Haneße bir Chutte u si göh d' Stägen uf. Dobe het me sen abgfasset, gfragt, was si möchti u manierlig a's Ort gfühert, „cheibe gäbig“ het Haneß bi-n=ihm sälber däicht. Aber wo Aenneli di Hüüsse Sache gseht u soll säge, vo welem daß es well, isch es ihm du bal e chli vor en Ote cho. Es het gluegt u gluegt u näbenume gleit u wider vüregnöch bis d' Ladetochter mit der Schuehnase het afch höppere. Haneß het gmeikt, was gattigs: „Mach jeze. Es wei de anderi zuehe.“ „I cha emel nid als mitenandere luege. Machit mi jez nid no stürmer. Zerft wotti wüsse, was es chost u gäb de au öppis dermit ist.“ Es zieht der Huet ab, tröchnet der Schweiß vo der Stirne u het emel no chli erläse, gäb es e Handel gäh het. Aendlige isch es gräch gsi, u mi het hönne zahle. Derno het es 's Hüetli umen usfleit u ischt mit Haneßen abtfisliert. Aber es het se düecht, es lächeri di Ladetochteren alle zläme, wo men isch näb ne dure cho, u Haneß wä bal gleichtige worde. Er hätt nen am liebste möge säge: „Löht dir mer nume mis Altei ungischore. Wüssit dr, so mödischli Chleider u so schön gstrählt het es nid, wi Dir. Aber z' zäpsle gits do nüt. Wen es öppen drum gieng, eme Chranke z' wache, mir wetti de no luege wär's lenger ushalteti, Dir oder mis Fraueli. Bärn wo Röbeli ischt ungälig gsi, isch es vierzähe Tag nie us de Chleidere cho. Es wurd Ech de no z'tüe gäh, ihm das nohezmache. U mit Säumeste u Chüechle sött eini von Ech cho an ihns schmöck.“

Wo si du zur Tür us wei, seit en alte Heer fründtlig: „Mueterli, heit Dir ächt nid der Huet verkehrt usse?“ „Hani de?“ macht Aenneli erchlüpft u luegt in e grobi Spiegelchibe. „He allwäg laufen i desum wi=n=es Bihndersfürbabsli. U du seist mer nüt! Jez nimmts mi nüt me wunder, we si scho hei müeze lache.“ Dernit het es sis Hüetli, Modäll 1895, grad dri dräht. „Ach, do weiß doch üserein nüt, was so ame Huet vor oder hinder ischt,“ verspricht si Haneß.

Gli druf isch men i nen andere Laden ihe, Röbelin gones farbigs Gräwättli useläse. Was es chost? „Eis Fränkli jächzg!“ . . . „Fränkli sächzg? ! . . .“ Item si hei 's Gäld vürebrösmet. Aber Haneß ist lutertaube gsi. „Es settigs Glump es Fränkli sächzg! Bi Chütschruedis im Dorf hätt me mi armi tüüri fürs halb Gäld es Prezisigs übercho. Do chauft me d' Sach fir ne Spott, jo mutze Tüfel! Aber warte si nume, dene Sackermänte si mer z' leidt mol im Lade gsi.“

Bim Zimisäffle ist er du wider besser z' Gäggels worde, u wo si der Heustock chli het gsezt gha, si sie wider uf e Trybus. Undereinist ghöre si es grüssligs Gschärei. „Hooo . . . oh“ isch es dür d' Gag abcho. Es si d' Studänte mit em Wienechthäusli un e Trybete Buebe, wo no Güezi u Drangsche glustet. Haneß u Aenneli si au zwö Gasse läng nohen u hei gluegt, wi di Chüüsen überpürzli u Haneße hets gäng däecht, er sött dä Esel scho gseh ha: „Es isch gwüß der Moosmatt-Esel; i chenne nen am Schlätzli im Ohr.“ Du meint eine, wo au dem Zug inoheschampt ist, er müeß das halblinig Manndli e chli sölle. „Wettit Dr öppen gärn e chli eseltryte?“ lächlet er. „Dankeigist,“ seit Haneß troche, „du mödischli mi doch schier nid gserge,“ u het e kes Mül